

Ralf Prestenbach
HEILIGER BIMBAM

Buch

»Es war der 20. Februar 2008, als ich aus der katholischen Kirche austrat. Es war mein Geburtstag, und ich hatte mir diesen Schritt sehr genau überlegt. Ich war es leid, einem Verein anzugehören, der Pädophile deckt und Geschäfte mit der Mafia tätigt. An Gott glaubte ich schon lange nicht mehr, aber bisher war ich einfach zu träge gewesen, mich abzumelden.«

Ralf Prestenbachs Weg vom Messdiener zum Kirchengastreiter war ein steiniger, aber auch gepflastert mit vielen kuriosen und komischen Erlebnissen: von Jungs in seltsamen Kleidern, von einer Oma, der ein »Vergelt's Gott« wichtiger war als ein »Dankeschön«, von Bruder Bertram, dem Türsteher des Schulhofes – und von bestechender, kindlicher Logik. Denn der kleine Ralf lernte früh: Wenn der HERR der Hirte ist, dann muss man sich mit den Schäferhunden arrangieren ...

Autor

Ralf Prestenbach war nicht nur Messdiener, Lektor und Klosterschüler – um ein Haar wäre er auch katholischer Priester geworden. Doch als ihm dämmerte, dass der Mensch sich nicht durch seinen Glauben, sondern durch seinen Verstand an die Spitze der Nahrungskette gekämpft hatte, wählte er die dunkle Seite der Macht und eröffnete einen Musikclub und eine Strandbar in Koblenz am Rhein.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

RALF PRESTENBACH

**HEILIGER
BIM BAM**

**Ein Messdiener fällt
vom Glauben ab**

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe April 2015 bei Blanvalet, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2015 by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung eines Motivs von Shutterstock.com

Redaktion: Lisa Bitzer

wr · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38334-4

www.blanvalet.de

Inhalt

1. Ich bin ein Star – holt mich hier raus!	9
2. Die doofe Eva und das Problem mit der Erbschuld	25
3. Drei Vaterunser für eine Erbsenpistole	39
4. Katholisches Begrüßungsgeld – die erste heilige Kommunion	53
5. Von großen Kitteln und kleinen Pannen	67
6. Im Zeltlager der Glaubenskrieger	79
7. Bares raus! Taufe, Hochzeit & Beerdigung	97
8. Holy Wood – Bretter, die die Welt bedeuten	109
9. Süßes oder Saures – die Heiligen Drei Könige	121
10. Himmlische Aussichten	141
11. Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen – der Weg in die Klosterschule	151
12. Osternachtsshowtime	171
13. Das Kreuz mit den Frauen	185
14. Geisterstunde	197
15. Lieber blau als blöd – der Punkrock	209
16. Time to Say Goodbye	219
17. Licht am Ende des Tunnels	233
Nachwort – Bei allem, was mir heilig ist	245

*»Die Tatsache, dass wir am Boden eines Gravitations-
schachtes auf der Oberfläche eines von einer Gashölle
umgebenen Planeten leben, der sich um einen 90 Millionen
Meilen entfernten atomaren Feuerball dreht, und das
für normal halten, deutet zweifellos darauf hin,
wie schräg unsere Perspektive manchmal ist.«*

Douglas Adams

1.



Ich bin ein Star – holt mich hier raus!

Ich strampelte und schlug um mich. Neun Monate war ich schon in dieser dunklen Höhle gefangen, doch jetzt war endgültig Schluss. Ich wollte raus. Raus aus der Enge. Raus in die Freiheit!

Die Höhle sah das wohl ähnlich. In den letzten Monaten war es hier drin immer enger geworden, und jetzt pressten sich die Wände derart dicht an mich heran, dass mir gar nichts anderes übrig blieb, als durch diesen viel zu schmalen Kanal nach draußen zu rutschen. Mann, war das mühsam! Mit dem Kopf hatte ich es bereits geschafft, doch der Rest von mir steckte noch irgendwo fest. Immerhin, ich wurde erwartet. Eine Hand umfasste meinen Schädel und half mir, mich aus der misslichen Lage zu befreien. Irgendwo im Hintergrund schrie eine Frau. Freundlich schrie ich zurück.

Auf den ersten Blick erschien mir diese Welt sehr seltsam. Riesige Wesen mit zwei Armen und Beinen standen um mich herum und glotzten mich an. Ich wurde gemessen, gewogen und schließlich auf den Bauch einer völlig fertigen Riesin gelegt. So sah meine Höhle also von der

anderen Seite aus – interessant. Ich war auf jeden Fall froh, endlich draußen zu sein, und ich glaube, der Riesin ging es ähnlich. Nicht, dass wir die Zeit zusammen nicht genossen hätten, aber zu zweit auf so engem Raum, das war doch eine ziemliche Herausforderung gewesen.

Etwas später am Tag lernte ich, dass die Riesin, aus der ich mich gerade befreit hatte, eine Frau war und Mama hieß. Mama redete gern. Sie erzählte mir von einem gewissen Papa, der jeden Augenblick kommen würde, und von einem lieben Gott, dem sie so dankbar sei, weil er mich ihr geschenkt habe.

Als besagter Papa dann vor uns stand, fand ich ihn auf Anhieb sympathisch. Ein großer Typ, der mich Mama aus dem Arm nahm und zärtlich an sein stoppeliges Gesicht drückte. Er schien außer sich vor Freude, knutschte und drückte mich, erzählte mir etwas von »Dududu« und »Dadada« und legte mich schließlich ganz vorsichtig in mein Bettchen.

Armer sprachbehinderter Mann ...

Aber die Hauptsache war, dass er mich mochte. Beim lieben Gott, dem anderen Kerl, von dem Mama andauernd sprach, war ich mir nicht so sicher. Wenn einer kleine Kinder verschenkte, dann konnte er noch so lange behaupten, er wäre ein ganz Lieber, glauben würde ich ihm nicht. Wie ich viele Jahre später erfuhr, sagte der liebe Gott von sich sogar selbst, dass er nicht immer so ganz entspannt war: »Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott: Bei denen, die mir Feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen, an der dritten und

vierten Generation.« (2 Mos 20,5) Was sagt man dazu? Ich konnte nur hoffen, dass es sich mein Vater und dessen Vater und dessen Vater nicht mit dem »Onkel« verscherzt hatten. Ansonsten sah meine Zukunft düster aus.

Am Tag meiner Geburt hatte ich von alledem natürlich noch keine Ahnung. Ich verstand nur eines: Der HERR meiner Eltern war naturgemäß auch mein HERR. Ehrlicherweise muss ich gestehen, dass das nicht gerade die Freiheit war, nach der ich mich all die Monate über ge-sehnt hatte. Ich war ein Geschenk? Pustekuchen. Ich war ein Leibeigener. Und darüber hinaus so unselbstständig, dass man mir selbst beim Rülpsen mit einem Rücken-klopfen helfen musste.

Mama und Papa aber gaben mir nicht das Gefühl, ihr Eigentum zu sein. Im Gegenteil, sie taten alles, um mich zufriedenzustellen, und ich dankte es ihnen lautstark.

Außer meinen Eltern und dem HERRN gab es noch meine Schwester Jutta. Bei meiner Ankunft war sie bereits sechs Jahre auf der Welt. Papa brachte sie mit ins Krankenhaus, und als sie neben Mama und mir am Bett stand, staunte sie nicht schlecht: »Der ist aber klein. Und Falten hat der ja auch.« Mit einer Mischung aus Neugier und Ekel beugte sie sich über mein Bettchen und berührte mich mit der Spitze ihres rechten Zeigefingers. Einer toten Ratte hätte sie sich wahrscheinlich ähnlich genähert.

Für mich war die Sache in diesem Moment klar. Das war kein »Willkommen, kleiner Bruder«, kein »Schön, dass du da bist« – das war eine Kampfansage. Ich nutzte

den Überraschungseffekt des Erstschlages und brüllte aus vollem Hals: »Nimm die Finger weg, du verzogenes kleines Biest! Sonst kannst du was erleben.«

Meine Schwester zuckte zusammen. Da ich bis dato aber weder Grammatik noch Vokabeln gelernt hatte, wollte mich niemand verstehen.

Mama sagte: »Keine Angst, er hat nur Hunger.«

Meine Schwester lächelte. Wenn auch zaghaft. Wahrscheinlich ahnte sie bereits, was in den nächsten Jahren auf sie zukommen würde.

In den folgenden Tagen lernte ich auch den Rest meiner Familie kennen. Onkel Rudolf, Fußballer und Kumpeltyp. Seine wunderschöne Frau Saskia. Meine vornehme Tante Hildegard und Onkel Paul, den Anwalt. Meine beiden Omas. Meinen lustigen Opa, der mir schon im Krankenhaus den ersten Schwips meines Lebens bescherte, weil er meine Mutter zu einem Piccolo überredete. Freunde, Nachbarn, Arbeitskollegen – alle kamen, um mir Hallo zu sagen. Oder »Dududu« und »Dadada«. Die Sprachbehinderung meines Vaters schien weit verbreitet. Nur einer zeigte sich nie persönlich: der HERR. Aber das war wohl seine Masche.

Nach einer Woche fuhren wir nach Hause. Das war vielleicht ein Schock. Papa hatte gerade ein Dreifamilienhaus fertiggestellt – quadratisch, praktisch, gut. Die Straße, in der wir wohnten, hieß »Im Acker« und war an der Grenze zwischen Unter- und Oberdorf. Aus dem Dorf war schon vor längerer Zeit ein Vorort geworden, und so langweilig

wie die Straßennamen waren auch die Häuser. Mama, Papa, Jutta und ich wohnten im Erdgeschoss des Mehrfamilienhauses. Die Wände hatten seltsam gemusterte Tapeten, und die Böden waren mit einem braunen Filzteppich beklebt. Mama und Papa fanden das schön. Ich fand es okay. Waren halt die Siebziger.

Doch der Geschmack des HERRN schien tatsächlich noch schräger als der meiner Eltern. Im Jahr 1960 hatte man ihm zu Ehren im Unterdorf einen riesigen viereckigen Klotz aus Beton errichtet, neben den man dann vier Jahre später einen Kirchturm setzte. In eben jener architektonischen Meisterleistung wurde ich wenige Monate nach meiner Geburt als zukünftiger Kirchensteuerzahler registriert.

Mama war an diesem Tag komplett durch den Wind. Sie vergaß sogar, dass ich ein Junge war, und steckte mich in ein weißes Kleid mit langer Schleppe. Sie selbst trug ein kurzes marineblaues Kostüm mit Spitzenkragen und weißen Kniestrümpfen. Junge, Junge, war das peinlich. Nur Papa war mit seinem braunen Sakko und der coolen Schlaghose Wetter und Anlass entsprechend gekleidet.

Zur Feier des Tages hatten sich alle Verwandten bei uns daheim eingefunden, und gemeinsam zockelten wir in Richtung des religiösen Bauunglücks. Wir waren ein bunter Haufen in Sonntagstracht, aus dem Tante Hildgard ganz besonders hervorstach. Sie hatte sich riesige Steine an Ohren und Hals gehängt. Wie schaffte sie es bloß, so viel Gewicht mit sich rumzuschleppen?

»Schau mal, er mag deinen Schmuck«, sagte Mama zu ihrer jüngeren Schwester.

Langsam gewöhnte ich mich daran, von allen andauernd missverstanden zu werden.

In der Kirche angekommen, begrüßte uns ein freundlicher älterer Herr. Auch er trug ein Kleid, was mich ein wenig misstrauisch machte. »Was wird das denn hier?«, fragte ich Mama, die mich gerade an Onkel Rudolf weiterreichte.

Keine Antwort. Die versammelte Verwandtschaft war in eine Art Schockstarre verfallen, und niemanden schien mein Geschrei zu kümmern. Irgendwann ließ ich es dann auch bleiben, und in diesem Moment sagte der Mann im Kleid: »Die aber, die dem HERRN vertrauen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt.« (Jes 40,31)

Ob das der Grund war, warum ich immer noch getragen wurde? War ich dem HERRN gegenüber zu misstrauisch und konnte deswegen nicht selbst laufen? Ich wollte meine Vorbehalte ihm gegenüber gerade über Bord werfen, als ich unsanft aus den Gedanken gerissen wurde.

»Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes«, sagte der alte Mann und goss Wasser auf meinen empfindlichen Kopf.

Kaltes Wasser.

Aus einer Vogeltränke.

Auf meinen kahlen Schädel.

Seid ihr eigentlich vollkommen irre?!

Nachdem ich mir fast die Lunge aus dem Leib geschrien hatte, unterschrieben Mama und Papa meine Anmeldung in ihrem Verein. Von da an war ich offiziell Teil der Gemeinschaft der Heiligen, wie sich die Anhänger der Kirche des HERRN auch gern nennen. Ich brauchte viele Jahre, um aus diesem Knebelvertrag wieder herauszukommen – aber dazu später mehr.

Am Tag meiner Taufe wurde ich erst einmal trocken gerieben, dann ging es wieder heim. Für den Nachhauseweg legte man mich in den Kinderwagen, der mit seinen dünnen Reifen, dem klapprigen Gestell und dem monströsen Aufbau genauso Siebziger war wie das Kleid von Mama und die Koteletten von Papa. Meine Eltern hatten Stil. Aber was für einen.

Zu Hause angekommen, versammelten sich alle Beteiligten im viel zu kleinen Wohnzimmer. Nun sollte ich lernen, was es bedeutet, in einem der größten Drogenanbaugebiete Europas zu leben. Papa brachte den Stoff gleich kistenweise aus dem Keller, und alle um mich herum wurden immer fröhlicher. Ich wollte mittrinken, was Mama wohl irgendwie geahnt hatte, denn sie war vorbereitet. Sie hatte schon am Vortag Milch in eine Flasche gepumpt, welche sie mir nun versuchte, in den Mund zu stecken. Lautstark äußerte ich meinen Unmut, und wieder war es Opa, der dafür sorgte, dass aus mir ein echter Rheinländer wurde. »Jetzt geb däm arme Jung die Brust, dä will doch uch feiere«, sagte er.

Ich mochte diesen Opa, der war ein echt dufter Typ. Auch der Rest der Sippschaft war in Ordnung. Sie hatten vielleicht einen komischen Frisurengeschmack, trugen seltsame Klamotten und hörten verwirrende Musik, aber sie waren lustig und lieb. In dicken Windeln lag ich auf unserer Wohnzimmercouch und erfreute mich an dem bunten Treiben, als es plötzlich an der Tür klingelte.

Das Lachen verstummte. Eine seltsame, angespannte Stimmung breitete sich im Zimmer aus. War das der HERR? Wollte er mich vielleicht ... zurück?

»Geschenkt ist geschenkt, und wiederholen ist gestohlen!«, brüllte ich vorsichtshalber in den Raum, doch Mama ignorierte mein Geschrei und sagte nur: »Das wird sie sein.«

SIE? War der HERR etwa eine Frau? Papa fuhr zusammen. Ich auch. Er hechtete zur Tür, doch bevor er den Summer betätigen konnte, klingelte es bereits ein zweites Mal.

Dann ging die Wohnungstür auf, und ein badischer Wortschwall drang zu uns ins Zimmer, dicht gefolgt von einer kleinen, alten Frau. »Was brusch denn so long? Do kum i wege dere dumme Bahn schpät zur Dauf, nimm ma vom Bohnhof ä dires Taxi, un dann muss i warde?«

»Hallo Mama«, sagte mein Vater matt.

Papas Mutter, meine Oma, genauer gesagt meine Sinzheimer Oma, konnte sehr herrisch sein. Mehrere Stunden am Tag sprach sie mit dem HERRN, und über die Jahre schien dessen autoritäres Verhalten ein wenig auf sie abgefärbt zu haben. Ihre Kommunikationszentrale

mit der direkten Verbindung nach oben war der Hausaltar in der Ecke ihres Wohnzimmers. Wenn sie auf Reisen ging, hatte sie eine Art Mobiltelefon dabei – ihren Rosenkranz. Die Sinzheimer Oma hatte Papa allein durch den Krieg bringen müssen, denn ihr Mann hatte sich schon früh aus dem Staub gemacht. Hirnhautentzündung. Seitdem wusste sie, dass man im Leben nichts geschenkt bekam, auch nicht vom HERRN. Oder besser gesagt, gerade nicht von ihm.

Um bei mir auf Nummer sicher zu gehen, hatte sie eine Freundin mit Auto und Führerschein gebeten, kurz vor meiner Geburt mit ihr auf Wallfahrt zu gehen. Ganze drei Mal. Einmal für Mama, »damit des dürre Ding d'Geburt überlebt«, einmal für Papa, »damit der Kerl endli mol ebs richdi macht«, und einmal schließlich für sich selbst, »damit da HERR net noch mä Prüfungen schickt«.

Erschöpft nach der langen Reise, aber offenbar glücklich, beugte sie sich nun über mich und verkündete stolz: »Du wirsch mol e richt'ger Preschtebach.«

Das klang wie eine Drohung. Ich machte mir spontan in die Windeln.

Während sich Oma auf die Couch fallen ließ und Mama mich frisch machte, wandte sich die restliche Verwandtschaft wieder Kaffee, Kuchen und dem ein oder anderen Glas Cognac zu. Das Familienrezept für eine gelungene Party lautet bei uns: Sekt, Cognac, Riesling oder Bier und Schnaps. In dieser Reihenfolge. Wir waren also beim Cognac angekommen, und die Feier war schon

ausgelassen. Es wurden Geschichten ausgepackt, Neuigkeiten ausgetauscht, Details erfunden und natürlich übertrieben, dass sich die Balken bogen. Mama erzählte die dramatische Story meiner Geburt und dass der Krankenwagen schon bereitgestanden hatte, um sie im Notfall in die Uniklinik nach Mainz zu bringen. Mamas Blut war wohl irgendwie selten. Und meines auch. Und dann hätte man irgendetwas austauschen müssen, und dann wäre das sehr gefährlich geworden. Doch bevor ich verstand, wie das alles zusammenhing, mischte sich meine Sinzheimer Oma ein und sagte, dass man sich den Krankenwagen auch hätte sparen können. Schließlich hätte sie eine Wallfahrt gemacht, der Muttergottes auf ihrem Altar eine frische Kerze spendiert und dem Herrgott versprochen, dass der kleine Prestenbach einmal Messdiener werden würde. Die Sinzheimer Oma sagte immer nur »Herrgott«. Sie verbrachte sehr viel Zeit mit ihm und schien meine Ansicht zu teilen, dass *lieber* Gott irgendwie unpassend war.

Mama war viel zu gut erzogen, um irgendwelche Einwände gegen die Pläne ihrer Schwiegermutter zu erheben, und irgendwie schien ihr die Sache mit dem Messdiener auch zu gefallen. Sie lenkte das Gespräch dennoch in eine andere Richtung, und bald schon drehte sich die Unterhaltung der Frauen um Mamas neue Nähmaschine und um das geheime Schokotortenrezept von Tante Hildegard. Opa genoss wie immer stillschweigend seinen Cognac, die anderen Männer sprachen über ihre langweiligen Hobbys und ihre noch langweiligeren Berufe.

Ich war fasziniert. Der männliche Part meiner Verwandtschaft hätte wirklich unterschiedlicher nicht sein können. Onkel Paul, der Mann von Mamas jüngerer Schwester Hildegard, die mit den großen Klunkern, spielte gern mit Modelleisenbahnen und wählte die CDU. Wegen der Wirtschaft. Onkel Rudolf, Mamas jüngerer Bruder, war sportlicher BILD-Zeitungsleser und wählte ebenfalls die CDU. Weil man das so machte. Mein Papa aber war in der SPD, obwohl meine Sinzheimer Oma, seine Mutter, ihn deswegen fast enterbt hätte. Es war wohl die Ironie des Schicksals, die ihn nach seiner politischen Emanzipation vom Elternhaus ausgerechnet in eine erzkonservative Familie einheiraten ließ. Für eine echte Männerfreundschaft fehlte eigentlich jegliche Basis, aber das Leben hatte die drei Schwäger zusammengewürfelt, und nun machten sie das Beste daraus. Solange sie noch nicht vollkommen betrunken waren, klappte das auch ganz gut. Papa und Onkel Rudolf hatten sogar eine Gemeinsamkeit: Beide waren Nichtraucher. Wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Rudolf verzichtete wegen des Sportes, Papa wegen des Geldes auf den blauen Dunst. Onkel Paul hingegen störte beides nicht, er qualmte eine Zigarette nach der anderen. Dass ich dadurch immer wieder mal husten musste, störte Onkel Paul auch nicht. Es waren halt die Siebziger.

Papa schimpfte gerade mit schwerer Zunge über den kalten Winter und die hohen Heizkosten, als es erneut an der Tür klingelte. Diesmal waren es Klöckners aus dem zweiten Stock. Erich und Edeltraud waren nicht nur

Bewohner des Hauses, sondern mittlerweile auch gute Freunde meiner Eltern. Trotzdem kamen sie erst jetzt bei uns vorbei, denn Erich mochte keine Kirchen. Gegen Bier und gutes Essen hatte er aber nichts einzuwenden. Nachdem die beiden mich mit dem obligatorischen »Dududu« und »Dadada« begrüßt hatten, setzten sie sich zu den anderen an den Tisch.

»Wo sinner hit morgä denn g'wäht? Hab g'hört, ihr ward gar nit in da Kirch.«

Die schneidenden Worte meiner Sinzheimer Oma trafen die Klöckners völlig unvorbereitet. Erich stammelte: »Wir ... äh, ja ...«

Erst dann eilte Papa seinem Freund zu Hilfe. »Der Erich muss doch immer so lange arbeiten, Mama«, versuchte er zu beschwichtigen.

»Soso. Na, wenn der immer so viel schafft, dann koner dem Kleine e großzügigs G'schenk mache. Da vorn steht a Sparbücks.« Meine Oma war vielleicht alt, aber sie war nicht dämlich. Vor allem aber war sie durch und durch geschäftstüchtig. Dass der Ablasshandel schon 1567 verboten worden war, kümmerte sie einen feuchten Kehricht. Wer für ihr Enkelkind nicht betete, der konnte wenigstens zahlen.

Also blieb Erich nichts anderes übrig, als sich seinem Schicksal zu fügen. Obwohl er und Edeltraud schon zur Begrüßung einen Umschlag mit fünfzig Mark auf den Gabentisch gestellt hatten, holte er schief grinsend weitere zwanzig aus seiner Geldbörse und tat, wie ihm befohlen. Bei dem, was Klöckners bechern konnten,

waren siebzig Mark immer noch eine lohnende Investition – zumindest für Klöckners. Zumal sie nicht einmal mehr fahren mussten. Die einzige Herausforderung des Abends würde der Weg nach oben werden: vierundfünfzig Treppenstufen und eine Wohnungstür. Doch bis dahin sollte es noch ein bisschen dauern.

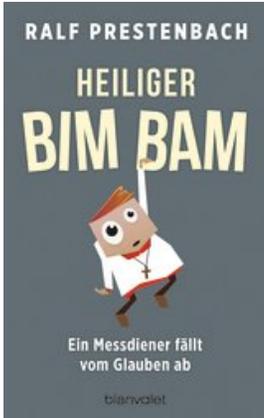
Das Abendessen wurde aufgetischt. Papa sorgte für eine neue Runde, und während Tante Saskia den Tisch mit unserem »guten Geschirr« eindeckte, brachte Mama eine Schüssel nach der anderen herein. Verzückte »Ohs!« und »Ahs!« flogen durch den Raum und wurden dankbar mit in die Küche genommen. Mama strahlte. Als irgendwann auch die letzte Sauciere ihren Weg ins Wohnzimmer gefunden hatte, erhob Papa ein Glas und verschaffte sich Gehör.

»Ein Hoch auf die fleißige Hausfrau«, verkündete er mit stolzgeschwellter Brust.

Mama schien so glücklich wie nach meiner Geburt, nur schwitzte sie dieses Mal nicht so. Mit den Worten »Auf den kleinen Ralf!« erhob auch sie ihr Glas und nahm einen kräftigen Schluck. Die anderen taten es ihr nach und leerten ihre Römer, bevor Papa allen wieder nachfüllte.

»Und was ist mit mir?«, brüllte ich durchs Zimmer.

Alle lachten, niemand nahm mich mehr ernst. Mama versuchte mich mit einer Rassel zu beruhigen, doch die interessierte mich nicht die Bohne. Ich wollte trinken. Jetzt! Ganze zehn Minuten musste ich brüllen, bis Mama mich endlich zur Brust nahm.



Ralf Prestenbach

Heiliger Bimbam

Ein Messdiener fällt vom Glauben ab

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38334-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2015

Drei Vaterunser für eine Erbsenpistole

Was wird aus einem Jungen, der in Deutschlands katholischer Provinz aufwächst? Ganz klar: ein Messdiener. Mit himmelschreiender Komik beschreibt Ralf Prestenbach seine Jugend in Chorhemd und Talar, bei der er so allerhand erlebt hat: Waffengeschäfte im Namen des HERRN, Evas Erbsünde auf dem Spielplatz, Glaubenskriege im Zeltlager und eine gruselige Begegnung mit Adolf Hitler inklusive. Denn mit bestechend kindlicher Logik erkennt der kleine Ralf schon früh: Wenn der HERR der Hirte ist, dann muss man sich mit den Schäferhunden gut stellen.

Witziger und scharfsinniger Rückblick auf eine Kindheit in der katholischen Provinz.